

Johann Andreas Eisenbarth: Nicht nur Wundarzt, sondern auch Okulist

Zu den reisenden Chirurgen, die sich der Blasensteine, der Furunkel und der maroden Zähne annehmen, aber auch gleichzeitig als Okulisten gelten, gehört auch der Mann, dessen volkstümlicher Nachruhm alle seine Standesgenossen überstrahlt: Johann Andreas Eisenbarth (Abbildung 12). Das viele Jahre nach seinem Tod entstandene Trinklied „Ich bin der Doktor Eisenbart“ wird im 19. Jahrhundert ein Stück deutscher Populärkultur. Wie andere Wundärzte oder Chirurgen hat Eisenbarth natürlich keinen Doktorgrad – einen solchen zu erwerben, bleibt akademischen Medizinern, die nicht oder kaum invasiv tätig sind, vorbehalten. In dem Liedtext heißt es spöttisch, dass Eisenbarth die Blinden wieder gehen und die Lahmen wieder sehen ließ. Doch Eisenbarth ist kein Quacksalber, sondern ein durchaus ernsthafter Chirurg unter den Bedingungen und mit dem Wissensschatz seiner Epoche. Der 1663 in Oberviechtach in der Oberpfalz geborene Eisenbarth lernt das „Handwerk“ – als solches gilt die chirurgische Tätigkeit – zunächst von seinem Vater, der als Bruchschneider und Okulist arbeitet. Später geht er bei anderen Wundärzten in die Lehre bevor er als 21jähriger in Laufen bei Salzburg 1684 sein Gesellenstück ablegt, indem er bei einem 50jährigen Mann eine erfolgreiche Staroperation durchführt. Erfolgreich bedeutet auch damals wie zu Bartischs Zeiten: Der Blick des Patienten wird von dem durch die dicht getrübe Linse verursachten „Nebelsehen“ befreit. Eisenbarth wird im Laufe seiner Wanderjahre als Chirurgus häufig – und im Gegensatz zu manchen Kollegen, die



Abbildung 12: Johann Andreas Eisenbarth (1663–1727) dargestellt in einem Berliner Kupferstich von A. B. König aus dem Jahre 1717.

schnellstmöglich weiter ziehen, bevor sich Komplikationen manifestieren können – lange genug vor Ort bleiben, um sich von der Genesung seiner Patienten zu überzeugen.

Eisenbarths Ruf verschafft ihm zunächst das Privileg, als herzoglicher Landarzt seine Kunst in Sachsen-Gotha-Altenburg auszuüben. Bald erweitert er seinen Tätigkeitsbereich, denn er darf unter anderem in Erfurt und Weimar operieren. Im Herbst 1692 kommt er nach Dresden. Dort reicht er am 29. Dezember 1692 ein Privileggesuch an Kurfürst Johann Georg IV. ein, in dem er auf die chirurgische Tradition seiner Familie und seine eigenen Erfolge verweist. Im Kurfürstentum Sachsen hat er nach seiner Auflistung zu diesem Zeitpunkt 55 Eingriffe durchgeführt, darunter zehn Augenoperationen. In Dresden muss er sich einer ausgedehnten theoretischen und praktischen Prüfung unterziehen. Im Bericht der Prüfer wird seine neue „beqveme Stahr-Nadel“ gelobt. Die Patienten sind anscheinend – wie der Eisenbarth-Biograf Eike Pies berichtet – mit ihm zufrieden: So gibt die Frau des Musketiers Hans Dietz zu Protokoll, dass Eisenbarth die 16-jährige Tochter Rosina Elisabetha, die „stockblind“ gewesen sei, so kuriert hat, dass sie selbstständig ausgehen und „sogar den Morgen- und Abendsegen lesen könne“ [7].

Eisenbarth ist ein Medizinunternehmer, der eine eigene – wie man es heute bezeichnen würde – PR-Abteilung hat, welche in den auf seinem Reiseweg liegenden Orten vorab Flugblätter verbreitet, auf denen seine Ankunft und seine großen operativen Erfolge in wohl gesetzten Worten dargelegt werden. Er ist auch sonst ein Geschäftsmann: In Magdeburg beispielsweise erwirbt er 1703 zum Preis von 3 100 Talern das Brauhaus „Zum Guldernen Apfel“. Auch solch einem hochbegabten Operateur – als solcher sieht ihn auch einer der Begründer der wissenschaftlichen Chirurgie, Lorenz Heister, Professor (für Botanik!) an der Universität Helmstedt – sterben allerdings unter den Bedingungen seiner Epoche Patienten, werden Menschen mit Augenleiden aufgrund seiner Intervention nicht wieder sehend, sondern erblinden an Komplikationen, meist an Infektionen. Doch der Fall des durch einen reisenden Okulisten geschädigten und wohl auch zu Tode gekommenen berühmtesten Augenpatienten dieses Zeitalters geht nicht auf Eisenbarth, sondern auf einen britischen Starstecher zurück. Der Schauplatz der Tragödie ist nicht Dresden, sondern die „Rivalin“ Leipzig.